

Textlesung: Markus 10, 46-52 (Zürcher Bibel)

Liebe Gemeinde,
was ist das Wunder an dieser Geschichte?
Dass einer sehend wird, der zuvor blind war?
Dass einer gesund wird, der zuvor krank war?

Was aber hat diese Geschichte mit uns zu tun, wenn das das Wunder ist, dass da einer gesund ist - und wir bleiben krank, obwohl wir glauben?
Dass da einer sehend wird, und unter uns bleiben Menschen blind, die nicht weniger vertrauen als er?

Wenn das das Wunder ist, dass da einer gesund wird, und wenn das das Entscheidende an dieser Begegnung sein soll -
was soll dann einer beten, der ein Schwerstspastiker ist,
was soll eine beten, die HIV-positiv ist mit zwei Monaten restlicher Lebenszeit,
was soll eine Familie beten, die ein Kind verloren hat -
dass es wieder aufwacht? Dass ein im Krieg verlorener Arm wieder zu wachsen anfängt?

Vielleicht würde uns das ja wundern, zumindest solange, bis uns die Frage fängt, warum bei uns selber nicht einmal weniger Wunderbares geschieht.

Nein, das kann nicht das Wunder sein, dass wir wieder einmal sagen können:
Hauptsache gesund!

Im engeren neutestamentlichen Sinn ist diese Geschichte keine Wundergeschichte. Ihr fehlen die typischen Merkmale, die sonst zur Gattung der Wundergeschichten gehören: die Schilderung des Schicksals des Blinden, Heilungsgeste und Heilungswort.

Nicht eine Wundergeschichte ist es, sondern eine Glaubensgeschichte.

Wenn wir mit dieser Geschichte darüber nachdenken, was Glaube ist und wie er sich äußert, dann geht es nicht mehr zuerst ums Gesundwerden, sondern darum:

Was will ich eigentlich für mein Leben?

Wie nehme ich mich und andere wahr?

Was traue ich mir und anderen zu?

Mit diesen Fragen bekommt die Geschichte plötzlich einen völlig anderen Schwerpunkt. Gehen wir diesen Weg des Glaubens einmal mit, schauen wir nach, wo er anfängt und versuchen wir zu errahnen, worauf er hinausläuft.

Eigentlich sind die Voraussetzungen für ein gutes Ende für Bartimäus mehr als schlecht.

Bartimäus - Sohn des Timäus - Sohn des Hochgepriesenen. Was für den Vater galt, ist ihm schon sehr fern. Durchs Leben muß er sich betteln, blind, am Rand des Weges sitzend.

Ein Einzelner, vom Leben geschlagen, ohne Weg vor sich.

Und dann die Menge des Volkes um Jesus und die zwölf Jünger herum. Da sitzt der Sohn des Hochgelobten, wie geschaffen, um übersehen zu werden. Bettler und blind - was ist so einem noch zuzutrauen?

So fragen wir nach dem ersten oberflächlichen Blick bis heute, wenn uns Menschen von der sogenannten Verliererseite des Lebens gegenüberstehen. Sei es ein Mensch im Rollstuhl, einer von der Pflegestation, einer auf dem Sterbebett. Was ist so einem noch zuzutrauen? Was ist von so einem zu erwarten?

Wie sehr der äußere Schein trügen kann, zeigt sich an Bartimäus. Obwohl auf der Verliererseite des Lebens, obwohl ständig übersehener Einzelner am Wegesrand, obwohl einer, für den nichts vorgesehen ist außer einem Almosen - er hat sich selbst zutiefst nicht verloren!

Was er kann - er kann hören, lauschen. Er ist zwar behindert, damit aber keineswegs lebensunfähig oder ohne Begabung.

Das ist ja bis heute noch nicht richtig gelernt. Dass Menschen, die behindert sind, nicht unbegabt, sondern lediglich anders begabt sind.

Wo man nichts sieht wegen der Blindheit oder auch vor lauter Leuten, da muß man um so mehr hören, wo man nicht gehen kann vor Lahmheit, muß man um so lauter schreien.

Das ist bis heute nicht gelernt. Dass wir einen in einem offensichtlichen Punkt behinderten Menschen nicht auf diese eine Behinderung reduzieren.

Dass wir dem Blinden nicht auch noch seine Stimme nehmen, die er hat, dem Tauben nicht auch noch das Auge nehmen, dem Stummen nicht auch noch das Ohr, dem Lahmen nicht auch noch sein Herz - und dem Armen nicht auch noch die Würde und die Hoffnung, indem wir zu ihnen allen sagen: du Armer, du bist ja behindert, du kannst ja nicht, ich mach das schon für dich.

Sondern dass wir spüren und wahrnehmen lernen, was da an besonderen Begabungen da ist, dass der Blinde uns sprechen lehren kann, der Taube uns sehen lehren kann, der Stumme uns hören lehren kann, der Lahme uns lieben und der Arme uns hoffen lehren kann.

„Als Bartimäus hörte, dass es Jesus sei, fing er an zu schreien....“

Der blinde Bartimäus ist ganz Ohr, hört, um wen es beim Auflauf der Menge geht, und seine Fähigkeiten und sein Glaube kommen ans Licht: er kann hören, er kann schreien, um Erbarmen schreien, er hat einen Willen, er hört seine Chance, er hat noch Hoffnung und er kann kurz darauf sogar aufstehen und losrennen, blind, er kann eine Richtung nehmen. Er läßt sich nicht abwimmeln, er ist lästig, er läßt sich nicht reduzieren auf seine Blindheit. Hier ist die Chance seines Lebens und die will er ergreifen.

Aber je mehr er zeigt, was er will, desto höher werden die Hindernisse, desto größer wird der Lärm um ihn herum. Man muß den Text einmal daraufhin lesen, was sich da an Lärm ansammelt: die Zwölf kommen mit Jesus, viel Volk kommt dazu, es wird geredet, es ist ein Gedränge, Bartimäus schreit, die Leute bedrohen ihn, schimpfen, er schreit noch lauter.

Dieses Anwachsen des Lärms zur Mitte des Textes hin, dieses Auftürmen von immer mehr Hindernissen für den einen, der gehört werden will.

Und dann mitten in diesem Geschehen: Stille! In der Mitte des Lärms, der Unruhe, genau in der Mitte des Textes: „Und Jesus stand still!“

Er wird ganz Ohr diesem Schrei nach Licht. Man kann sich das förmlich vorstellen, wie er sich mitten in diesem Lärm krümmt, sich in ein Ohr verwandelt, um diesen einen Schrei zu hören.

Das ist ja auch die Hoffnung derer, die blind sind, dass wir ganz Ohr werden, die Hoffnung der Stummen, dass wir ganz Auge werden, die Hoffnung der Lahmen, dass wir ganz Herz werden, das ist die Hoffnung des Glaubens, dass wir ganz Mensch werden.

Und dabei beim anderen die Würde entdecken, ihm die Würde lassen und seine Gaben ans Licht rufen.

„Und Jesus stand still und sagte: Rufet ihn!“

Den Blinden rufen, in ihm alles das aufwecken, berühren und auch fordern, was er kann. Nicht: bringt ihn her, nehmt ihn an der Hand. Nicht: bringt mich zu ihm, weil er ja so arm dran ist.

Das Gegenteil: das Leben locken, den Willen und die vorhandenen Kräfte herausfordern. Ruft ihn, er hat Ohren, auch wenn er blind ist, er hat gesunde Beine, auch wenn blind ist, er kann aufstehen, er muß wollen!

Nicht den Menschen neben mir klein machen, in vermeintlicher Liebe ersticken.

„Ruft ihn!“ - und der Blinde, immer noch blind (!), weiß die Richtung, in die er muß, wirft den Mantel ab, springt auf, wie ein Blinder nur springen kann, und kommt zu Jesus.

„Und Jesus begann und sprach zu ihm: Was willst du, dass ich dir tun soll?“

Das ist der zweite Anfang eines jeden Menschenlebens, nach der Geburt, dass wir vor der Frage stehen: „Was wollen wir eigentlich?“

Was willst du?

Das müssen wir wissen. Wohin wir mit unserem Leben wollen. Dass das beileibe keine unnötige Frage ist, weder an einen Gesunden noch an einen Kranken, das zeigt die Geschichte vom Gelähmten am Teich Betesda (Johannes 5), der, dasselbe gefragt, nichts darauf zu antworten weiß, das zeigt die Geschichte der Jünger im Rangstreit (Markus 10), die auf diese Frage kein anderes Ziel wissen als die Teilhabe an der Macht.

Welche Wünsche haben wir?

Wie konkret ist unser Glaube? Wieviel hat er zu tun mit der Bewahrung und Förderung des Lebens, mit dem Lebensrecht eines jeden einzelnen, auch meinem eigenen Recht auf Leben, mit der Zukunft dieser Erde?

Dabei muß nach dem Neuen Testament der Glaube nicht riesig sein. Es genügt die Größe eines Senfkorns, um den Baum des Lebens wachsen zu lassen.....

„Ich will, dass ich wieder sehen kann“, sagt der Blinde. Und Jesus sagt: „Dein Glaube hat dich gerettet.“ Und er sah wieder und folgte ihm auf seinem Weg nach.

Was ist das Wunder an dieser Geschichte?

Nicht das, dass er wieder sehen kann. Eher das, welch einen Glauben er hat und wie dieser Glaube sich zeigt. Es ist dieses, was mit dem Glauben und auch einem Wunder zu tun hat:

dass ein Mensch, der behindert ist, nicht nur diese Behinderung ist, sondern mehr ist und mehr kann, rufen kann, sich wehren kann, weiß, was er will, seine Hoffnung herausschreit, bis es lästig wird, als Einzelner gehört wird, dass seine Gaben hervorgehoben werden, dass er aufsteht, losrennt, die Richtung findet,

weil Jesus ihn wahrnimmt, weil er ihn nicht klein macht, sondern das von ihm will, was er kann, dass er einen zweiten Anfang für sein Leben findet und dass er mitkommt, nicht nur, **weil** er jetzt sieht, sondern vor allem auch **obwohl** er sieht!

Denn, was ist das erste, das er sieht auf seinem Weg mit Jesus:

es ist die Passion, ist das Leiden Jesu.

Er sieht nicht rosarot als Geheilte, er sieht, dass da Überwinden **und** Scheitern ist, Heilen **und** Sterben, Sieg **und** Niederlage, Tod **und** Leben.

Ob sein Glaube groß genug sein wird, das auszuhalten?

Die Heilung ist eingebettet in die Passionsgeschichte. Sie ist ein Zeichen dessen, der sterben wird. Und damit ist gesagt: der Glaube, der dieser Heilung zugrundeliegt,

führt nicht ins Paradies. Unser Glaube schafft nicht paradiesische Zustände, Gesundheit für alle, die nur richtig glauben.

Das Leiden bleibt, solange diese Erde besteht. Bei uns bleiben Krankheiten, Behinderungen, Tod. Aber dass Heilung und Passion hier so eng verbunden sind und bleiben, führt uns auf einen tiefen Zusammenhang:

Es ist auch dann ein Stück vom Heil Gottes sichtbar, wenn ein Mensch lernt, mit seinem Leid, mit seiner Krankheit zu leben! Ein Gottesdienst ist auch dann ein Heilungsgottesdienst, wenn er hilft, Behinderungen des Lebens besser zu tragen.

Es ist auch dann Heil unter uns, wenn ein Mensch in der Gemeinde erlebt: ich bin nicht nur das, was ich nicht kann, ich bin auch begabt, ich habe Leben in mir.

Es ist dann das Heil Gottes unter uns, wenn beschädigte Menschen nicht länger klein und unfähig gehaltene Ärmste sind, die nichts können, sondern ihre Würde behalten und innerhalb ihrer Grenzen zu sehr viel fähig werden, wenn kranke und sterbende Menschen erleben, dass sie „in Augenhöhe“, heilsam begleitet werden, dass wir nicht zu früh mit zuwenig zufrieden sind, aber auch nicht den verhängnisvollen Fehler machen, bleibende Krankheit mit zuwenig Glauben zu erklären.

Und auch dann ist das Heil Gottes unter uns, wenn wir im Blick auf den leidenden Christus eigener und fremder Ohnmacht standhalten, sie aushalten und gerade darin Gottes Macht erleben.

Wenn wir das zusammenhalten und festhalten, kann uns unser Glaube zum Lob führen über unerwartetes Handeln Gottes, wie auch zur Klage darüber, warum soviel an unermeßlichen Schmerzen und unbeantworteten Fragen bleibt.

Beides ist umfassen von Gottes Nähe. Beides lehrt uns, dass Heil mehr ist als Gesundwerden und dass der Glaube einen ganz anderen Blick und ganz andere Möglichkeiten eröffnen kann, als wir uns vorstellen.

Also gilt:

lehre den blinden gehen
lehre den stummen hören
lehre den tauben singen
lehre den lahmen lachen
damit er
aufsteht und
hört und
singt und
lacht
uns armen
von der hoffnung